

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 98 (1972)
Heft: 40

Artikel: Schicksalswege eines Kentauren
Autor: Heisch, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-511286>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SCHICKSALSWEGE

eines KENTAUREN



Ah, von welch ausgesuchter Delikatesse sind doch die letzten Spätherbsttage im Engadin, wenn die Arven als lodernde Flammenbündel nach der seidenen Bläue des Himmels züngeln! Eine wilde Farbenorgie ohnegleichen, die nur der bald einsetzende Schnee zu löschen vermag. Vom überwirklichen Licht angelockt, das über die Kämme des Ofenpasses drang, folgte ich, ein von Berufs wegen gewohnter Frühaufsteher, den schiefergrauen Wassern des Spöls, der mir gurgelnd entgegenschäumte. Meine Reisegefährten schnarchend in den viel zu bequemen Betten des Hotels zurücklassend, ging ich dahin und fühlte mich in der einsamen, zyklischen Umgebung des Nationalparks mehr und mehr der Zeit entrückt. Ja, mir war beinahe, als schritte ich durch den Morgen des ersten Schöpfungstages.

Allerdings war es keine Eva, die unvermittelt meinen Weg kreuzte, sondern ein viel befremdlicheres Wesen, dem ich eine meiner seltsamsten, aber auch interessantesten Begegnungen verdanke. Zuerst glaubte ich, die Umriss eines nackten Mannes zu erblicken und war von dieser Wahrnehmung etwas erschreckt und peinlich berührt. Dann sah ich, wie sich langsam sein als Pferderumpf verlängertes Rückgrat aus dem Dickicht der Krüppelkiefern hob. Nun stellte sich, gefolgt von kurzem Hufgetrappel, die zwielichtige Erscheinung, die ich auf Grund meiner klassischen Halbbildung unschwer als Kentaur identifizieren konnte, quer über den Weg, stemmte die Arme in die Hüften und erwartete mich schweifwedelnd.

«Entschuldigung», sagte das rein-karnierte Fabelwesen mit einer Stimme, die an eine gestopfte Trompete erinnerte, «können Sie mir vielleicht sagen, wie spät es ist?»

«7.15 Uhr», lautete meine Auskunft auf diese für einen Kentaur reichlich merkwürdige Frage.

«Gelobt sei Zeus!» erwiderte er und atmete erleichtert auf. «Dann bleiben mir ja noch ein paar Stunden Zeit. Ich soll nämlich bis zwölf Uhr laut Wegweisung der Fremdenpolizei das Schweizer Terri-

torium verlassen; dabei habe ich mich, offen gestanden, immer noch nicht daran gewöhnen können, die Tageszeiten am Stand der Sonne abzulesen.»

Jetzt verstand ich überhaupt nichts mehr.

«Man will Sie wegweisen?» fragte ich verwundert. «Ausgerechnet Sie, eine leibhaftige Gestalt aus der griechischen Mythologie? Das sieht unserer Fremdenpolizei wieder einmal ähnlich! Wo kommen Sie denn her?»

«Eigentlich aus dem Hades. Aber das ist eine lange Geschichte. Wenn Sie mir eine Weile Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, erzähle ich sie Ihnen gerne.»

«Mit dem größten Vergnügen», entgegnete ich, indem ich rasch überschlug, daß mir bis zum Frühstück, das auf acht Uhr angesetzt war und in der Nachsaison vermutlich pünktlich serviert werden würde, noch eine geraume Weile verblieb. Und wenn schon: man hat schließlich nicht alle Tage die Gelegenheit, einem Kentaur zuhören zu dürfen.

«Nun denn», begann der Kentaur und ließ sich bequem auf seinen Hinterbeinen nieder, während ich, ohne mit etwas Entsprechendem versehen, mit einem umherliegenden Felsbrocken vorlieb nehmen mußte, «zunächst möchte ich voraussetzen, daß Ihnen einige Ereignisse aus der Geschichte meines Volkes nicht gänzlich unbekannt sind; insbesondere was den verwegenen Kampf unserer Vorfahren mit den Lapithen betrifft, obschon die Behauptung, wilde Kentaurenhorden hätten beim Hochzeitsmahle König Peirithoos als ungebetene Gäste die Frauen belästigt, eine jener böswilligen Verleumdungen ist, die sich der Unterliegende oftmals vom Sieger gefallen lassen muß. Fatalerweise haftet uns seither das Odium an, eine gewisse Neigung zur Ausschweifung zu besitzen. Wir haben uns jedoch damit abgefunden. Ich selbst entstamme einer der angesehensten Sodomitendynastien von Thessalien. Mein Großvater, das wird Sie sicher nicht überraschen, hat seinerzeit sogar Arnold Böcklin Modell gestanden, dem man bekannt-

lich ein besonderes Sensorium für den Mystizismus zuschrieb. Schon alleine aus diesem Grunde, meine ich, wäre also die Erteilung einer Aufenthaltsbewilligung an mich sehr wohl gerechtfertigt. Doch ich will weder hadern noch richten.

Ungefähr vor einem Zeitraum, den ihr hier oben ein Jahr nennt, tummelte ich mit einigen Spielgesellen in einer von uns bevorzugten Grotte des Hades, wo wir auf einer Stalaktitenorgel unsere neuesten Lieblingsschlager klimpten. Mitten in unseren ausgelassenen Melodienrausch platzte auf einmal eine Schar Amazonen herein, die wie üblich gekommen waren, uns zu necken. Ihre kalten, fellbekleideten Leiber glitten behend auf unsere Rücken; sie schlangen die Arme um unsere Hälse und hetzten uns durch die Verzweigungen des Labyrinths, mit ihren großen Zehen unsere Zwerchfelle kitzelnd, daß wir unter schallendem Gelächter davongaloppierten. Noch ganz benommen von dieser qualvollen Tortur – meine Reiterin war inzwischen abgesprungen – rannte ich blindlings davon. Als ich endlich inne hielt, um ein wenig zu verschlaufen, bemerkte ich mit Entsetzen, daß ich mich in einem mir vollkommen fremden Stollen befand, den Ariadne, unsere säumige Verkehrsministerin, wieder einmal nur sehr ungenügend gekennzeichnet hatte.

Nach endlosem Umherirren durch schmale, finstere Felsengänge, sah ich in der Ferne einen Lichtschein, auf den ich zusteuerte. Kurz darauf entschlüpfte ich der Unterwelt aus einer Höhle und sah zum ersten Male die Pracht des Tageslichts. Wie mir ein in der Nähe weidender Lipizzaner erklärte, der über mein Erscheinen nicht wenig erstaunt war, befand ich mich mitten im slowenischen Karst. Begierig darauf, die Welt der Erdoberfläche kennenzulernen, dachte ich nicht daran, in den Hades zurückzukehren. Deshalb befolgte ich den Rat des Hengstes (glücklicherweise verstehen wir ja auch die Sprache der Pferde), der mich eindringlich beschwor, doch nach Wien zu gehen, wo man seinen Artgenossen fast göttliche Verehrung entgegen-

bringe. Und er schloß seine Schwärmereien über die alte Kaiserstadt mit der verlockenden Feststellung: «Wenn ich ein Pferd mit deinem Verstand und deinen Sprachkenntnissen wäre, hielten mich hier keine zehn Gäule davon ab, nach Wien zu gehen.»

So machte ich mich denn auf den Weg nach Wien. Es war ein äußerst mühseliger, dornenvoller. Nicht so sehr wegen der Höllenmaschinen, die hier oben, Lärm und Gestank verbreitend, mit tödlicher Geschwindigkeit auf den Straßen dahinsausen und im Vergleich dazu den Hades geradezu als Elysium erscheinen lassen. Darüber hinaus gab es für mich einige Ernährungsprobleme. Wie Sie sich denken können, erfordert meine Kost eine ausgewogene Mischung von Menschenspeise und Pferdefutter. Mit andern Worten: Bald lechze ich nach einem saftigen Beefsteak, dann bekomme ich plötzlich wieder Appetit auf frischen Hafer. Das ist auch mit ein Grund dafür, weshalb ich schrecklich gerne in der Schweiz geblieben wäre, wo man das meinen Bedürfnissen entsprechende Birchermüesli zuzubereiten versteht.

In Wien angekommen, erlebte ich meine erste herbe Enttäuschung. Zwar traf es durchaus zu, daß die Lipizzaner der Hofreitschule bei der Bevölkerung in höchster Gunst standen. Aber meine Bewerbung dort, wo ich einem Oberhofbereiter vorstellig wurde, wies man, ungeachtet meines edelsten sodomitischen Geblüts, hohnlachend ab. Mit Mühe und Not gelang es mir, mich bei einem Fiaker zu verdingen, der sich bereit erklärte, mich wenigstens nachts, um die Leute am Tage nicht unnötig zu erschrecken, vor seine Lohnkutsche zu spannen und Fahrten für exzentrische Amerikaner durchzuführen. Ein hartes Stück Arbeit, was ich da verrichtete für einen Sack Hafer, unter den ein bißchen Fасhiertes und übriggebliebene Hendlbeine gemischt waren. Am unangenehmsten war mir aber stets, wenn die vom Wein stark in Mitleidenschaft gezogenen Fahrgäste mich zu tatsächeln begannen und geschmacklose Vergleiche anstellten zwischen meinem menschlichen Vorderteil und dem Genitalbereich eines Pferdes.

Als ich von diesen Obszönitäten die Nase gründlich voll hatte, brannte ich kurzerhand durch. In einigen Tagesmärschen erreichte ich schließlich Salzburg, wo ich auf Entgegenkommen eines liebenswürdigen Parkwächters hin im einfallreichen Schloßgarten von Hellbrunn als stummer Statist mitwirken durfte. Am Beckenrand eines kleinen Teiches bezog ich meine Position, in der ich reglos verharrte, so daß man mich allgemein für eine besonders gut gelungene Barockskulptur hielt. Aber auch hier war ich, zudem in der stoßenden Nachbarschaft eines unflätig grinsenden steinernen Fauns, aller-

lei Anfechtungen durch das Publikum ausgesetzt, das offenbar die irrige Vorstellung hatte, ich würde Wasser speien, sobald man mich am Schweif zöge. Es erübrigt sich wohl, zu betonen, daß ich für derartige Späße, mit denen sich ein gelangweilter Fürsterzbischof die Zeit totschiessen mochte, nicht nur keinen Sinn habe – ich bin auch technisch gar nicht darauf eingerichtet.

Nach drei Wochen hatte ich abermals genug. Ich ging nach München hinüber. Ein gepflegt aussehender Herr mit Oberlippenbärtchen, der mich, sein Kinn nachdenklich in die fleischige, ringverzierte Hand gestützt, beobachtet und sofort als lebendes Wesen erkannt hatte, machte mir nämlich das verlockende Angebot, mich in seiner Nachbar als Attraktion groß herauszubringen. Das Etablissement glich einer geräumigen, von bunten Ampeln spärlich beleuchteten Höhle, in welcher ich mich ohne weiteres hätte heimisch fühlen können, wenn das Ansinnen, das sein Besitzer an mich stellte, nicht unter jeder Würde gewesen wäre. Sollte doch mein abendlicher Auftritt vor einem lasziv erregten, banknotenknisternden Publikum aus alten Lustmolchen darin gipfeln, daß ein schönes Weib mich

zu jenen unbeschreiblichen Spielen vornahm, welche schon die grundverderbte Leda vor Zeiten mit ihrem Schwan getrieben hatte. Und wohin das führte, weiß man ja.

Entsetzt über die neuerliche menschliche Schlechtigkeit nahm ich mitten in der ersten Vorstellung Reißaus. Ziellos trabte ich auf der nördlichen Ausfallstraße dahin, wo mich eine glühende Wagner-Verehrerin entdeckte, die sich unterwegs nach Bayreuth befand. Da sie in mir als fleischgewordener griechischer Mythengestalt vermutlich so etwas wie einen Wink des Himmels erblickte, eines Tages auch einem stattlichen Lindwurm zu begegnen, lud sie mich freundlich ein, mich ein Stück weit in ihrem VW-Kombi mitzunehmen, in dem sie bis zu ihrem hehren Ziel die Nächte auf Germaniens freier Flur verbrachte.

Ansonsten erregte mein Erscheinen in Bayreuth nicht nur öffentliches Aergernis – ich entging überdies zweimal mit knapper Not einem Mordanschlag, den erboste Festspielbesucher gegen mich planten, weil sie argwöhnten, ich sei gekommen, um durch meine einem artfremden Sagenkreis angehörige An-

wesenheit des Meisters Bühnenweihestätte zu verunglimpfen. Dagegen nahm man mich auf der «Documenta» in Kassel, wohin ich mich in meiner Not wandte, überhaupt nicht zur Kenntnis. Vielmehr machte ich dort die bittere Erfahrung, daß heute ein echt thessalischer Kentaur als Objektkunst nicht viel mehr gilt als eine ausgepölte Wursthaut, welche das Geworfensein des Menschen symbolisiert.

Überall, wo ich ferner aufkreuzte, erntete ich nichts als Spott und Gelächter. Niemand nahm mich ernst; man hielt mich für eine geschickte Attrappe, betrachtete mich als ein Ueberbleibsel aus der Faschnachtszeit, und jeder war bestrebt, mir das Fell über die Ohren zu ziehen. Deshalb befolgte ich den Rat eines mir wohlgesinnten Auslandschweizers, der mit leuchtenden Augen versicherte, in seiner Heimat würde ich gewiß nicht ausgelacht werden. Dort lache man überhaupt nur selten, weil es viel zu sehr anstrengt und man die Muskeln, die man dafür in Bewegung setzen müsse, weit sinnvoller fürs ersprießliche Arbeiten brauche. Zudem sei die Schweiz für ihre Humanität bekannt und habe erst unlängst durch ihre eindrucksvolle Petition für den Erhalt der Kaval-

erie ihre Liebe zum Pferd bewiesen. Eine Symbiose günstiger Vorzeichen, wie mir schien.

Und nun bin ich also hier – ein griechischer Metöke, Verzeihung: Fremdarbeiter, und soll bereits wieder ausgewiesen werden. Ja, wenn ich wenigstens ein ganzes Pferd wäre, dann könnte mir vom Tierschutzverein geholfen werden. Aber so wird mir selbst das Asylrecht verweigert, da ich vordem in Griechenland nach eigenen Angaben nur im Hades gelebt hätte. Doch nach allem, was ich inzwischen über das moderne Griechenland erfahren habe, möchte ich dort künftig nicht einmal unter der Erde leben. Was soll nun aus mir werden? Sie haben doch sonst soviel Halbwelt in Ihrem schönen Land. Gibt es da nicht auch ein bescheidenes Plätzchen für einen halb menschlichen Angehörigen der griechischen Antike? Darf ich als Grenzfall soviel Menschlichkeit erwarten?»

Er schwieg, erhob sich und begann vor Aufregung zu äpfeln. Wir sahen beide betreten zu Boden.

Ja, liebe Leser, was meinen Sie: Wären Sie eventuell bereit, sich für den Verbleib des Kentauren im Nationalpark aktiv einzusetzen? Schreiben Sie uns doch. Stichwort: «Rettet den Kentaur.»

Peter Heisch

